

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher neue Zeitung. 1947-1949 1949

[2] (16.4.1949) Das Fenster



8. JAHRGANG · SÜDDEUTSCHE ALLGEMEINE

Um das „Oster-Fenster“ schwebt diesmal ein Kranz von Frühblümen. Die literarischen Gaben, die wir veröffentlichen, erscheinen zum erstenmal in einer Tageszeitung. Unter ihnen befindet sich ein Beitrag Ernst Kreuzers, von dem wir im „Fenster“ so manche Proben seiner eindringlichen Kunst brachten. Auf seine bei Rowohlt erschienenen bedeutenden Romane und Novellen wissen wir mehrfach hin. Die moderne bildende Kunst ist durch das zarte lustige Blatt des Franzosen Messia und durch die Zeichnung Alfred Brauns vertreten.

Eine Künstlerin

Von Max Geisenheyer

Auf einer meiner Wanderfahrten, die ich vor Jahren unternahm, sah ich in einem Städtchen Mitteldeutschlands, auf einem Wege, der zu den alten Befestigungen hinaufführte, ein zweistöckiges Häuschen. An einem der Fenster im Parterre war zu lesen, daß man hier billig zu Mittag essen könne. Das stand da in einer sauberen, zierlichen Schrift, kräftig und deutlich auf einem umrahmten weißen Blatt. Das Fenster war zur Hälfte mit einer blitzsauberen Gardine überzogen. Ich ging in den schmalen Flur, von dem aus eine Tür in das Gastzimmer führte. Da saßen an weißgeschuerten Tischen viele junge Männer und saßen. Auf den Tischen standen Feldblumensträuße. Die Wände mit einer hellen Tapete beklebt. Die Decke strahlend weiß. Es gab einen tüchtigen Teller mit Fleisch, Kartoffeln und Gemüse. Die Leute, die da saßen, fühlten sich offenbar sehr wohl und benahmen sich gut.

In der Ecke des Zimmers fiel mir ein Tisch auf. An ihm saßen ein alter Mann, eine alte Frau und zwei Jungens von etwa acht und siebzehn Jahren. Sie mußten nach der ganzen Art, wie sie bedient wurden oder sich selbst bedienten, zur Familie des Hauses gehören. Das junge Mädchen, das die Speisen brachte, war flachblond, trug die Haare gescheitelt, nach hinten gekämmt, und zu einem Schopf verknötet. Sie hatte ein wunderbares Bauerngesicht mit klaren Augen, ein wenig gesattelter Nase und einen schmalen, energischen Mund. Sie trat kräftig und schnell auf, daß die Hacken nur so auf die Diele schlugen. In die Tür zur Küche war eine Luke gesägt, durch die die Speisen geschoben wurden. Durch die Luke rief sie auch ihre Anordnungen. Sie wurden pünktlich befolgt. Fast in einem straffen Rhythmus, der sich auch den Gästen mitteilte. War einer fertig, nahm sie ihm schon freundlich, aber bestimmt das Geschirr fort, erklärte, was er zu bezahlen habe, steckte das Geld in eine Ledertasche, die ihr mit einem Riemen um die Schulter hing, und schon erschien der Nächste in der Ladentür, als sei er gerufen.

Nur am Familientisch blieb man länger sitzen. Waren die beiden Jungens die Brüder des Mädchens? Wo aber waren die Eltern? Die beiden Alten konnten höchstens die Großeltern sein. Als ich mit Essen fertig war und mein Teller im nächsten Augenblick verschwunden, die Summe genannt und das Geld hingelegt war, fragte ich die flinke Wirtin, ob ich nicht noch ein wenig sitzenbleiben dürfe. Da lachte sie, die bisher wie ein Feldherr, der eine Schlacht zu kommandieren hatte, sehr ernst und sachlich gewesen, hell heraus, so daß ihre regelmäßigen kurzen weißen Zähne sichtbar wurden. Natürlich bis heute abend, wenn Sie wollen, denn jetzt kommt doch keiner mehr. Es ist ja bald 2 Uhr und wir haben um 12 Uhr angefangen. Damit legte sie das Tisch-tuch sauber, stellte einen Wiesenstrauß auf den Tisch und wandte sich den letzten Gästen zu.

Die Stube leerte sich allmählich ganz. Zuletzt waren die beiden Alten, untergefaßt, mit langsamen zittrigen Schritten durch die Küchentür hinausgegangen. Ich hörte sie eine Treppe aufwärtschlürfen.

Mein Essen! schmetterte das Mädchen jetzt durch die Tür Luke, nahm einen Teller und setzte sich an den Tisch gegenüber. Ich war neugierig geworden. Nun haben Sie Ruhe, rief ich ihr zu. Gewiß, bis um fünf, da muß ich das Abendbrot vorbereiten. Gehört Ihnen das Häuschen?

Nein, meinen Großeltern. Und Ihre Eltern?

Mein Vater ist vor einem halben Jahr gestorben, meine Mutter ist schon lange tot. Als mein Vater starb, sind wir aus Berlin hierher gezogen.

Haben Sie Wirtschaft gelernt?

Nein, Geige!

Wie?

Ja, ich war auf dem Konservatorium.

Kommen Sie denn noch zum Spielen?

Nein, lachte sie, wie denken Sie sich das denn?

Ich muß einkaufen, kochen, Kartoffeln schälen.

Und dabei sind Sie noch vernünftig?

Warum denn nicht? Sehen Sie, als ich hierherkam, waren die Großeltern, statt uns helfen zu können, wie es eigentlich vorgesehen war, gezwungen, einer verfehlten Spekulation wegen ihr Häuschen zu versteigern und irgendwo in ein kleines Zimmer zu ziehen.

Das wußten Sie vorher nicht?

Nein! Wir erfuhren es erst hier. Aber da hatte ich gleich meine Idee!

Und welche Idee?

Sie musterte mich eindringlich und sprach dann mit jenem entschlossenen festen Zug im Gesicht, der mir gleich an ihr aufgefalle war. Wo sollte ich mit meinen Brüdern hin? Beide gehen noch zur Schule. Der älteste ist außerordentlich begabt. Er will Ingenieur werden wie sein Vater. Er muß dazu studieren. Er macht Erfindungen. Sollte ich ihn plötzlich aus der Schule nehmen? Das hätte ihm für das ganze Leben einen Riß gegeben. Dabei ist er ein bescheidener, lieber Junge, der sich niemals hätte anmerken lassen.

Sie sprachen wie eine Mutter von ihren Söhnen.

Ich war auch immer mehr Mutter als Schwester oder Tochter. Auch meinem Vater gegenüber. Bei den letzten Worten wurde ihre Stimme weich, ja zärtlich und traurig.

Wie alt sind Sie denn?

Einundzwanzig!

Sie lachte wieder ihr gesundes Lachen.

Sie gaben also, um Geschwister und Großeltern vorm Abgleiten zu bewahren, Ihre Musik auf und gründeten kurz entschlossen diese Pension?

Ja, ich ging zu den Gläubigern, sagte, was ich vorhätte, und sie willigten, wenn auch mürrisch, für ein halbes Jahr Probezeit ein. Wir durften im Hause bleiben. In diesem halben Jahr habe ich jeden Monat so viel an sie abgeführt, daß sie ziemlich zufrieden sind und meinen, ich würde das andere auch schon schaffen.

Bei dem billigen Geld für ein Mittagessen?

Das ist mein Geheimnis. Ich habe einen Garten vor der Stadt gepachtet. In ihm arbeite ich im Sommer jeden Morgen von sechs bis acht und jetzt bis um fünf Uhr gehe ich wieder hinaus. Da bekomme ich Kartoffeln, Gemüse, Obst.

Darf ich mitkommen?

Sie sah erstaunt auf: Warum nicht, aber ich ziehe mich nicht um. Sie müssen schon so mit mir durch die Straßen gehn.

Mit Ihnen gehe ich in jedem Gewand.

Soll das eine Liebeserklärung sein? Dann bleiben Sie besser hier. Ich hab' für so billige Sachen keine Verwendung.

Es war eine Erklärung der Achtung.

Gut! Dann kommen Sie. Lassen Sie Ihren Rucksack nur hier. Wenn Sie nachher zur Bahn wollen, müssen Sie doch wieder hier vorbei.

Sie nahm einen Korb in die Hand, schloß den Laden ab und wir wanderten durch die Straßen, stiegen, an einer Kirche vorbei, einen Feldweg hinab zu einem Gärtchen, das durch einen weiß gestrichenen Zaun abgegrenzt war.

Eines möchte ich vor allen Dingen wissen, fragte ich sie, wie kann man so leicht die Musik aufgeben? Ich bin kein Musiker, aber schließlich ist es doch ein Unterschied, ob ich eine Kontorstelle verlasse oder ein Geigenpult.

Das ist sicher, erwiderte sie, aber ich möchte nicht davon sprechen. Oder? Sie sah mich an.

Ich glaube, Sie dürfen. Ich verstehe zuzuhören und bin sehr dankbar, daß Sie mir überhaupt erzählen.

Ach was, das ist nun einmal so, es fehlt einem nur an Menschen, zu denen man hin und wieder reden könnte, denn es ist angenehm, zu sprechen. Man hört sich selbst dabei und hat Vergnügen daran, Worte zu sagen, in denen man sich spiegelt. Das ist so ein bißchen Rechenschaft und tut wohl. Aber was sind Sie denn?

Ich versuche zu schreiben.

Um Gottes willen!

Wir lachten beide über diesen plötzlichen Ausbruch. Ich beruhigte sie. Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich bin nicht auf „Stoff“ aus. Ich finde das Leben so wunderbar reich, daß ich nichts zu suchen brauche. Ich habe nur meine Ehrfurcht vor dem Leben zu beweisen und daß ich würdig bin, von ihm zu berichten.

Ja, so ist es gut, erwiderte sie. Sie hatte inzwischen das Gartentor aufgeschlossen, und wir gingen durch einen kleinen geharkten Fußweg einer Bank zu, auf der eine große Schüssel mit Salat stand. Wir setzten uns und sie sagte:

Man muß seine große Aufgabe haben. Das ist es. Als mein Vater starb, hinterließ er nichts als Schulden, die grade so durch seine Bücher und Instrumente gedeckt werden konnten.



Mythologie der Natur im Frühling von A. Masson

Verwandte boten an, mir das Weiterstudieren zu ermöglichen. Sie taten es jedoch in einer solchen Art, daß ich eher die Straße gekehrt hätte, als anzunehmen. Zudem waren damit keinesfalls die Probleme gelöst, die sich für meine beiden Brüder ergaben. Der jüngste hätte zwar sofort zu einem Freunde meines Vaters übersiedeln können. Der älteste aber hätte die Schule verlassen und in die Lehre gehen müssen. Beide waren, das wußte ich, bereit dazu. Aber sie waren auch sehr unglücklich, denn wir waren aneinander gewöhnt, hatten uns ein schönes kleines Heim geschaffen, in dem jeder über das nur Gemüthliche hinaus seinen besonderen Neigungen nachging. Das alles sollten sie verlieren und noch mehr dazu. Da sah ich meine neue Aufgabe!

Wie sie das sagte, erklärte sich ihr Gesicht, sie wurde schön, und es war auch sonst sehr schön, sie jetzt da mit einer Küchenschürze umgetan auf der Bank sitzen zu sehen, eifrig bei der Arbeit. Ein paar blonde Haarsträhnen hatten sich aus dem festen Strich des Scheitels losgelöst und ringelten sich über die Stirn bis zum Kinn hinab.

Packt Sie denn nie das Verlangen, wieder einmal zu spielen? Nein, ich will nicht! Es muß erst geschafft werden, was zu schaffen ist.

Kommen Sie denn wenigstens einmal in ein Konzert!

Wie denken Sie sich das nur? Bei uns hat jeder Groschen eine große Bedeutung. Dieser Garten hier ist mein Konzert. Sehen Sie die Blumen da, die habe ich alle gepflanzt und sie machen mir nun ihre Musik mit ihren Blüten und ihrer Farbe. Ja, hier im Garten, wenn morgens die Vögel singen und die Sonne kommt, sind mir Mozart und Haydn erst so recht aufgegangen. Wenn ich dann in Gedanken die Melodien höre, die ich so gut kenne, dann sehe ich wohl im nächsten Augenblick auf das Unkraut in meiner Schürze oder auf die Mohrrüben, denke an das Fleisch, das ich noch zu kaufen habe, muß lachen und meine, daß Mozart auch so gelacht hat beim Anblick allen Unkrautes in der Welt. Ja, daß er sonst gar nicht so schöne Dinge hätte komponieren können. Ich will es nicht leugnen, daß es manchmal sehr bitter ist zu verzichten, aber wenn ich dann des Abends die Großeltern sehe, wie sie wieder stolz im Häuschen umhergehen, wenn ich des Morgens meinen Brüdern nachgucke, wie sie vernügt zur Schule gehen, und wenn ich dann des Mittags feststelle, daß alles am Schnürchen geht, frisch heruntergespielt wird, und ich selbst dabei wie ein Kapellmeister dirigiere, dann habe ich das Gefühl: du schaffst etwas! Und ich muß Ihnen sagen, mir ist manchmal besser zu Mut als früher vor dem Geigenpult. Ich erlebe jetzt erst eigentlich, was ich früher nur gespielt habe, und ich meine, ich könnte jetzt erst spielen, was so ein Mozart erlebt hat. Und vielleicht, vielleicht kommt es noch einmal dazu! Vielleicht ...

Wir gingen fast schweigend nebeneinander zurück. Im Ländchen angelangt, verabschiedete ich mich von ihr, die bereits wieder in der Küche am Herd stand, mit einem Handkuß, über den sie ganz rot wurde.

Als ich am Bahnhof in den Zug stieg, fiel mir ein, daß ich weder ihren Namen wußte, noch sie den meinen, daß ich auch gar keine Ahnung hatte, wie die Gasse hieß, in der sie wohnte. Aber das tat ja auch nichts. Der Name ist das Wenigste am Menschen!

Zwischen zwei Zügen

Von Ernst Kreuzer

Ach zehn Uhr abends sollte der Zug eintreffen. Es war neun, als ich in die Wirtschaft „Zum Bahnhof“ ging. Ich fürchtete mich etwas vor diesem Treffen, wie vor etwas Unwirklichem, das der Vergangenheit angehörte, wie vor begrabener Zeit, die sich zu regen beginnt. Der Wirt stand hinterm Schanktisch und spülte die Gläser, ich sah ihm zu, als ließe sich aus diesen Hantierungen etwas ablesen für mich, Günstiges oder Ungünstiges. Er spülte sie sorgfältig, ruhig, ich hätte es nicht besser machen können. Als er für mich ein Glas zum Füllen nahm, ließ er es noch einmal austropfen, bevor er es schräg unter den Bierstrahl hielt. Draußen regnete es noch immer. Der gußeiserne Ofen heizte gut, aber als ich auf dem Ofentürchen oben das Gußrelief betrachtete, erschrak ich, es zeigte das scharfgeschnittene Profil eines Mannes mit Schnurrbartspitzen und einer Krone darüber. Es erschien mir wie ein Zeichen aus der begrabenen Zeit; war von all dem Glanz und der Macht nichts geblieben als eine Serienoffizier, ein Gußphantom? Ich trank einen Schluck Bier, drehte mir eine Zigarette, nichtige Tätigkeiten, denen man sich sorgfältig widmete, wenn etwas Ernsthaftes bevorstand. Ich hätte die Zeitung lesen können, ein Gespräch mit dem Wirt beginnen, aber die lähmende Unentschlossenheit überholte jeden Impuls und verurteilte mich von neuem zum Grübeln. Ich konnte mir sagen, daß gar nichts vorgefallen sei. Man muß sich an die Tatsachen halten, sagte ich mir, alles andere sind Hirngespinnste, von der Angst, dieser lauernden Spinne gewoben. Natürlich fiel mir das Wort Dostojewskis ein, es gäbe nichts Dümmeres als eine Tatsache. Damit kam man nicht weiter, eine Tatsache war weder dumm noch klug, sie war entweder wichtig oder belanglos. Ich holte die Postkarte aus der Tasche und tat so, als läse ich sie jetzt zum ersten Mal, unbefangen. Da teilte mir eine junge Frau mit Namen Christiane mit, sie käme heute nacht hier durch und würde einen Zug überspringen, um mich zu sehen. Das war es, das waren die Tatsachen. Viele herzliche Grüße — Christiane. Aber wie war es mit den Erinnerungen, waren das auch Tatsachen? Im Grunde war dieser dreikantige Steingut-Aschenbecher auf dem Tisch ein Mount Everest an Tatsächlichkeit gegen jede Erinnerung. Kam es auf die Art der Wirklichkeit an? Ich landete wieder bei dem Unwägbareren, es flutete immerzu aus Vergangenheit und Zukunft in dieser Wirklichkeit, in jedem Augenblick trafen sie sich und lösten sich wieder, unsichtbar, lautlos, ich trank einen großen Schluck Bier, ich wollte mich an das Sichtbare halten. Selbst wenn ich einen Wettlauf im Regen gemacht hätte, hätte ich diese Stunde nicht schneller hinter mich bringen können. Wir haben es nicht in der Hand, das Gefälle der Zeit zu verändern, nur das Vergessen vermag es.

Ich hatte gute Erinnerungen an Christiane, und weil sie gut waren, hatten sie jenen schwerwütigen Klang, jenes verklärte Licht, das hinter der tiefsten Süßigkeit blaut, wir hatten uns nicht vergessen, nein, und wir wußten ohne Beschönigung, wieviel wir unseren Erinnerungen aneinander verdankten, wieviel an Zuversicht, Mut, Freude und jener Demut, worin wir unseren Dank dem Leben zollen. Sicher hatten wir es uns oft gewünscht, uns nicht trennen zu müssen, doch das Schicksal unternimmt seine Veränderungen mit den unerwartetsten Mitteln, innen und außen, sie müssen nicht immer verhängnisvoll sein, aber die Trennungen sind schmerzhaft, verlorene Nähe nicht nur, sondern verlorene Erinnerungen. Wir kannten das Weisheitswort: „Das Leid ist es, von dem das Glück abhängt“. Und es traf niemand einen Vorwurf, es mußte jeder die Wege gehen, die auf der unsichtbaren Karte des Lebenslandes eingezeichnet waren. Ich wünschte ihr und mir, daß es Christiane gut gehen möge oder was ich darunter verstand, jenes innere Einvernehmen mit sich selbst und mit der Welt, das aushält und sich einsetzt und die Zeichen nicht leugnet, die in alles gewoben werden. Ich fürchtete mich vor der Melancholie. Vor dem, was nicht weh tut und doch verwundet, nichts stand auf dem Spiel, eine Begegnung zwischen zwei Zügen. Ich war ein Phantast, ich sollte mich doch lieber an die Tatsachen halten.

Es war fünf Minuten vor zehn, ich zahlte und ging hinaus in den Regen, der kein Regen war, sondern eine dicke, neblige Nässe, wie überdrüssig vor Wirklichkeit. Die erleuchtete Reihe der Eisenbahnwagen rollte herein, still wie eine Figur stand ich an der Sperre, da hatte sie mich schon mit ihren Blicken gefunden, ich war kein Bahnhofsheld, zuviel spielte sich an diesen Orten ab an Heimkehr und Abschied, an Flucht und verlorenem Warten. Christiane gab mir wortlos die Hand, als wäre keine Zeit für die Worte, sie sah mich an, als müßte sie jetzt vieles nachlesen in den Aufzeichnungen meines Lebens, die sie

Der Maler Alfred Braun

auch sich selbst, die verlorenen glücklichen Tage, die vergängliche Süße der Ernten, und dann wurde ihr Lächeln tiefer, ferner, sie blickte sich bei mir unter, wir gingen durch die schwärzliche, kalte Nässe in ein kleines Café.

Wovor hatte ich mich gefürchtet? Wir tranken ein Glas Wein, Christiane erzählte, sie war glücklich, sie würde bald heiraten. Ich wünschte ihr Glück und freute mich für Christiane. Hoffentlich war es ein Mann, wie ich ihn gern zum Freund gehabt hätte.

Sie zeigte mir ein Photo von ihm, ja, er sah nicht allgemein aus, er schien sich nicht vor den Vorurteilen der Welt zu fürchten, er vertraute der Macht seiner Phantasie und glaubte an die Instanz des Gewissens, man konnte etwas von ihm erwarten, und doch sah er zart aus, er würde es mit dem Alltag nicht leicht haben; der

Ach, die Schwinge Wind . . .

Ach, die Schwinge Wind
Stößt nicht mehr um mein geengtes
Haus, —
Strömte zögernd aus
Und sie trägt mich lind.
Ach, die Schwinge Wind
Fährt dahin in der gelösten Luft
Und es tränken sie mit Duft
Tulpenmund und Hyazinth.
Ach, die Schwinge Wind
Streift so selig durch den
Frühlingsbaum.
Ich erfasse dieses Schweben kaum,
Das mich neu beginnt.

Hildegard Pieritz.

Alltag sucht sich solche Leute aus, die in Katastrophen gefaßt bleiben, aber vor den sinnlosen Widrigkeiten des Kleintages verzweifeln. Ich wünschte Christiane viel Glück und ihm auch. Wenn ich einmal zu euch komme, dachte ich, weiß ich, wohin ich komme. Wovor hatte ich mich gefürchtet? Es war überstanden, Christiane war froh, daß mir ihre Wahl gefiel. Dann war es einen Augenblick still zwischen uns. Wir sahen uns an, und ich spürte, nun wollten sie erscheinen, die Gespenster der toten Stunden, der gestorbenen Küsse, der begrabenen Seligkeit, nun wollten sie auf-treten, um uns das Zeichen an die Stirn zu schreiben, das Wort, das viele Worte enthüllt, darin die Trauer enthalten war und die Lust, die Vergängnis, die Schwermut und die Erwartung, das Nimmermehr und das Immer. Da hob ich das Weinglas, wir tranken uns zu. Auf dein Glück, auf euer Glück, und laßt euch nicht erdrücken von der Last der Zeit, denn sie ist gewaltiger und zugleich unscheinbarer als alles.

Es war Zeit, aufzubrechen. An der Sperre trennten wir uns, wieder sah sie mich stumm an, als suchte sie in meinen Augen etwas, das sie mitnehmen konnte, behalten, für immer. Der Zug rollte ein, plötzlich packte sie mich mit beiden Armen, flüsternd, sie sagte es schwer: „Trinkst du eins für mich mit, ja? Und dann noch eins, willst du? Du weißt es noch? Lebwohl!“

Ich drehte mich um und ging zurück, in die Wirtschaft „Zum Bahnhof“. Und trank ich dem Manne auf der Ofenröhre zu, damit er mich nicht störte, und dann trank ich eines für Christiane, so wie einst, du weißt es noch, eins für die Lippen, eins für die Augen, eins für die Hände, eins für die Füße, eins und eins und eins. Ich spürte nichts, das war Bier für Gespenster, sie war wieder fort, ich spürte nichts, es war gut gekommen, gegangen, wovor hatte ich mich gefürchtet? Und ich trank noch eins für später, für zwanzig Jahre danach, vielleicht würde dann einst, zu später Stunde, jemand an einer Sperre stehen, allein, wenn das Licht anging, und eine junge Frau abholen, zwischen zwei Zügen, zwanzig Jahre, dreißig Jahre, ich trank noch eins, ein letztes, denn es sollte ein Sohn sein, den Christiane bekommen würde, ihm trank ich zu, konnte nicht er es sein, der dort an der Sperre stehen würde dereinst?

Gedankensplitter

Nicht allein das Angeborene sondern auch das Erworbene ist der Mensch.

Der liebt nicht, der die Fehler des Geliebten nicht für Tugenden hält.

Es gibt keine Lage, die man nicht verdein könnte durch Leiden oder Dulden.

Wer klare Begriffe hat, kann befehlen.

Schauspieler gewinnen die Herzen und geben die ihrigen nicht hin, — sie hintergeben aber mit Anmut.

In jeder großen Trennung liegt ein Kern von Wahnstern. Man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.

Goethe

Wie reich doch ein Mensch sein kann, wenn er auch fast keinen Pfennig Geld besitzt. Der Maler wohnt draußen im letzten Haus der Vorstadt, neben einem dreckigen Bahnhof, hoch oben unterm Dach. Auf der Treppe erschnuppert man die verschiedenen Menüs, dazwischen noch ein Rüchlein frisches Bodenwachs. Endlich ist man oben. Eine Kammer, nicht eben groß und durch eine Fülle an Dingen und Möbeln so eng, daß kaum drei Leute gleichzeitig stehen können. Mitten drin aber ein Mann in den Vierzigern, dessen Augen einem gefallen. Er heißt mich freundlich willkommen, obwohl er noch kaum weiß, wer ich bin. Alles blitzsauber. Das Zimmerchen ist vollgepfropft mit lauter schönen, lustigen Sachen: Spielzeug, tierliche Handarbeiten, Puppen, bemalte Steine, ein Pfeifenbrett mit Holzpfeifen. An den Wänden Bilder, Schnitzereien, eine afrikanische Totemfigur: Ein Märchenzimmer. Der Hausherr freut sich, daß man gar nicht fertig wird mit Betrachten und Staunen und meint: „Hier auf dem Sofa (das mit einer wunderbar leuchtenden Indianerdecke belegt ist), da mache ich mir jeden Tag meine Ausstellung. Ich muß schöne Dinge um mich haben, sonst geht es einfach nicht.“

Dann werden die Mappen aufgemacht und Bilder gesehen. Der Sparherd büllet und muß Kaffee kochen. Er zeigt mir seine Bilder, sein Skizzenbuch, Mappen mit Werken großer Künstler, die er verehrt: Paul Klee zum Beispiel, Breughel oder Pablo Picasso. Und immer wieder erklärt er, wie die Linien und Formen von einem zum andern wandern, veredelt, verfeinert werden und so gleich einem ewig sich wandelnden Wunderbaume immer ein neues Gesicht zeigen. Er hält ein Bilderbuch über europäische Volkskunst, von der er glaubt, daß sie mit die Wurzel alles Modernen sei, blättert, zeigt Wege und Urgründe auf, und ist begeistert und befeuert vom Gespräch und von den Dingen. Ein altes Skizzenbuch berichtet von seinen eigenen Anfängen. Phantastische Dinge, die ich da sah, traumhaft, von der Natürlichkeit im alten Sinne gelöst und verinnerlicht, in Sujet und Form oft sehr stark durch eine südamerikanische Reise bestimmt. Bilder im Bilde häufen sich, sind gedrängt und ineinandergeschoben. Das Ganze ist eine Orgie der Formen und Farben, eine wilde dionysische Orgie, die sich im ersten Augenblick dem Betrachter verschließt; doch dann beginnt das Leben, immer mehr Bilder, Gestalten, Ideen treten hervor, der scheinbar planlose Wirrwarr wird zur geordneten Fülle. Daneben aber gibt es Schwarz-Weiß-Blätter, die von dem Schwung der Linien leben, und doch den gleichen Grad an künstlerischer Dichttheit erreicht haben, wie das Blatt Tropenfische. Die Bedeutung der Arbeiten bleibt nicht im Aesthetischen hängen: Da ist ein Bild, „Die Religionen“ heißt es. Auf gelbem Grund sieht man Symbole des Glaubens: Ein Buddha, ein heiliger Elefant, die Falbkatze der Aegypter, und noch viele andere. In der Mitte aber ein Christuskopf! Und noch nie habe ich das Einmalige des Christentums so klar und unmittelbar erlebt als beim Betrachten dieses Bildes. Es war, als ob einen eine Wahrheit überfiele, plötzlich und unausweichlich.



„Tropenfische“ nennt Alfred Braun diese Graphik, in der Eindrücke und Stimmungen aus seiner Südamerikareise ihren Niederschlag gefunden haben.

Der Mann sprudelt über vor Freude an seiner Kunst, und was er in die Hand nimmt, muß ein Bild werden, er schnitt, stanzt, klebt Bildchen aus Illustrierten, schneidet, malt . . . und immer gibt es Bilder. Eigentlich ist er gelernter Goldschmied; daher seine raffinierte handwerkliche Technik, die keine Hindernisse kennt. Er arbeitet mit Möbelbeize so gern wie mit Pastelkreide; das Papier wird nicht nur bemalt, nein er ritzt es, er raut es auf und glättet es wieder mit Lack, er gibt den Stücken eine Oberfläche, die in ihrer Eigenart ganz neu ist und wirklich etwas Persönliches darstellt. Und dann zeigt er eine Zeichnung, eine tote Maus: Ganz Dürer vollendet in Strich und Ton der Flächen, und meint dazu nur: „Ich kann's auch so“. Überall will er lernen, überall sucht er Dinge, die er in seine Sprache übersetzen kann, und leidenschaftlich spürt er seinen großen Zeitgenossen nach, wo sie Inspiration und Thema empfangen haben: „Ich schnüffle ihnen nach“, sagt er, „Mit mir machen sie's ja später gerade so“.

So waren zwei Stunden vorbei, ohne daß wir es merkten. Denn sie waren angefüllt mit dem Reichtum dieses Mannes an Gesichtern und Ideen. Seine Ausstellungen in Stuttgart und Bamberg haben mit Recht Aufsehen gemacht.

KHL

Der helle Tag

Von Rudolf Schneider-Scheide

Ignaz hatte geschlafen und war von einem quälenden Traum beunruhigt worden. Als er erwachte, hatte er zuerst nur die Empfindung großer Trauer und Pein. Dann aber fiel ihm der Traum wieder ein. Er sah ihn mit erschauerlicher Schärfe vor sich und dachte fortwährend: Nein, nein, so kann es nicht sein, so darf es nicht sein, so ist es unmöglich. — Doch dachte er da ohne rechte Zuversicht; zweifelnd, verzweifelt fast.

Der Traum war so: Jemand trat zu Ignaz und sagte: „Komm mit, es ist Zeit.“ — Ignaz hatte keine Ahnung, wofür es Zeit sei, aber er stand sofort auf. Er wurde auf eine ihm unerklärliche Weise an einen Ort gebracht, den er nicht kannte, es war eine bergige Landschaft, voll Geröll, wie wenn Steinlawinen niedergegangen wären, mit Felsblöcken, die herumlagen, und ohne jeden Pflanzenwuchs. Es war kalt, und es lag ein fahles Licht über dem Tal. Es war alles sehr unheimlich; der Mann, welcher Ignaz geweckt hatte und den er nicht kannte, hatte einen Mantel um, wie man sie auf Heiligenbildern sieht, und sah sehr ernst und traurig aus. Ignaz dachte zuerst, er sei mit ihm allein, aber dann bemerkte er, daß ringsum Menschen waren, die irgendwie waten, aber er konnte nicht erkennen, was.

Der Mann in dem Mantel gab Ignaz einen Pfeil und einen Bogen in die Hand und sagte: „Schieß einmal auf diesen Menschen dort drüben.“

Ignaz sah erschreckt zu ihm auf. „Versuch es nur“, sagte der Mann im Mantel, „du wirst ihn vielleicht gar nicht treffen oder nur ein bißchen verwunden; töten wirst du ihn kaum, das kommt nur äußerst selten vor.“

Ignaz war so bestürzt, daß er kein Wort hervorbrachte.

„Was hast du denn?“ fragte der Mann im Mantel kühl, „hab dich doch nicht so; es wird dir schon gefallen. Sieh her, alle tun es.“ Er zeigte mit der Hand im Kreis. Ignaz folgte seinem erhobenen Arm mit den Augen und erkannte plötzlich, was diese Menschen taten. Sie schossen aufeinander, in aller Stille ausrufen, und schienen nichts dabei zu finden. Ein paar Schritte von Ignaz entfernt stand ein großer, gut angezogener Mann und zielte scharf auf eine Frau, die etwas weiter weg am Boden kauerte. Ignaz war wie gelähmt.

„Mach dich doch nicht lächerlich“, sagte der Mann im Mantel, „wenn du nicht so ohne weiteres schießen willst, dann sage dir eben, es sei nötig. Du wirst es schon glauben, die andern glauben es ja auch. Schieß mal auf das Kind dort drüben, vielleicht macht dir das eher Spaß. Sieh, es hat noch keine einzige Wunde, bei dem bist du der erste; oder schließ auf

Die Bambusflöte

Von Manfred Hausmann

Dem Hauch nur, der mit leisester
Belebung
Ihr Innerstes zu fällen weiß,
gibt sie in einer zögernden
Verschnebung
die Seele preis.

Und alle Töne, die dem Rohr
entquillen,
durchatmen diese fremden Zeiten
mit ihren kleinen, klagenden und
stillen
Unendlichkeiten.

mit dem Gelalle einer Wasserpfeife
im dunklen Bodenzelt,
in das von einem dünnen Silberreife
ein Klirren fällt,

und mit dem schnell verrieselnden
Gesang
des Windes in den Perlenschnüren,
die vor den Fenstern überm
Jangtschkiang
sich flimmernd rühren,

und mit den Tänzen, wie sie ohne Maß
und weich und traurig hingezogen
in den Manprouwäldern Sumatras
einschlichlich wogen,

und mit den Tempelglocken, die im
Schwung
der Lama-Gongs erbeben,
wenn tausend Lämpchen durch die
Dämmerung
des Klosters schweben,

und mit dem Nichts, das über der
Verschränkung
der Buddhafinger golden steht,
und mit dem Lächeln, das um die
Verenkung
des Hauptes weht.

So atmet sie mit ihren kleinen, stillen
und klagenden Unendlichkeiten,
die aus der Fremdheit ihres Innern
quillen,
durch diese Zeiten

und gibt, wenn eine hauchende
Belebung
das Bambusrohr zu fällen weiß,
in süßer und verzögerter
Verschnebung
die Seele preis.

Und in diesem Augenblick schwirrte der Pfeil von drüben heran und traf Ignaz. Er spürte einen stechenden Schmerz in der Brust. Er stöhnte, und der Mann im Mantel fragte mit einer leisen, ganz fernen Stimme: „Was wirst du jetzt tun? Jetzt entscheide dich!“

Daran erwachte Ignaz.